Dieses Dokument ist lizenziert für Universität St. Gallen, ux11027M.
Alle Rechte vorbehalten. © NZZ am Sonntag. Download vom 29.08.2022 08:06 von nzz.genios.de.

Gastkolumne

Sommerliche Entspannung zwischen zwei Buchdeckeln



ILLUSTRATION: GABI KOPP

Ferienlektüre ist für die meisten Menschen ein Vergnügen – ausser für amerikanische Schulkinder im sogenannten *summer slide*



Claudia Franziska Brühwiler

Letztes Jahr war es Stoner. Wenn ich nicht gerade Sandkuchen backen oder einen Ball aus dem Atlantik fischen musste, folgte ich dem Farmersohn William Stoner, der als Erster seiner Familie studieren würde. Doch statt ihn zum Agrarwissenschafter und damit zu einer nützlichen Arbeitskraft zu machen, bringt ihn die Zeit an einer Südstaatenuniversität auf Abwege. Der junge Mann findet Beruf und Berufung in der Literatur, entkommt dem Kriegsdienst durch sein Doktorat und wird Assistenzprofessor an seiner Alma Mater. Das Glück ist jedoch flüchtig, und so lässt ihn sein Erschaffer, der Schriftsteller John Williams, unter den Absurditäten und Grausamkeiten des Wissenschafts- beziehungsweise des Universitätsbetriebs leiden. Auf der Stranddecke lesend, fühlte ich mich abwechselnd als Masochistin oder Sadistin: als Masochistin, die selbst in den Ferien dem Campus nicht entkommen mochte und statt Eskapismus etwas anderes in der Literatur suchte; dann wieder als Sadistin, die im Gegensatz zum still leidenden Stoner zufrieden auf das vergangene Semester zurückblicken konnte.

Sag mir, was du als Ferienlektüre einpackst, und ich sage dir – ja, was eigentlich?

Laut dem Bundesamt für Statistik lesen 83 Prozent der Schweizer Bevölkerung mindestens ein Buch pro Jahr, und der Verdacht liegt nahe, dass dieses Buch im Reisegepäck in die Ferien mitreist. Wer Entscheidungshilfen jenseits der Auslagen im Buchladen oder der Bestsellerlisten sucht, wird in Zeitschriften und Zeitungen fündig: Sommer für Sommer erscheinen seitenweise Leseempfehlungen, Dutzende von Büchern, die eine – je nach Gusto – lehrreiche, spannungsgeladene, transformative oder einfach nur konsumintensive Ferienzeit versprechen. Wer den Lesevorlieben der Massen oder der Journalisten misstraut, hört vielleicht lieber auf die Entscheider unserer Zeit. So veröffentlicht Barack Obama seit seiner Präsidentschaft fast alljährlich die Liste jener Bücher, die ihn jeweils auf Martha's Vineyard, dem Sylt Amerikas, begleiten. Während seiner Amtszeit nährte die Auswahl immer auch Spekulationen, ob seine Lektüre auf seinen Zustand und seine Sorgen schliessen lasse. Weit ernster sind andere Leselisten gemeint, die in den USA im 19. Jahrhundert aufkamen und seit einigen Jahrzehnten den *summer slide* verhindern sollen.

Der Begriff *summer slide* verführt dazu, ihn in der Übersetzung zu einer Sommerrutsche zu machen. Doch leider meint er wenig Spassiges und vielmehr den allsommerlichen Rückfall, den Schülerinnen und Schüler in ihren erlernten Fähigkeiten erleben müssen. Bis zu zwölf Ferienwochen sind nicht nur ein Albtraum für arbeitende Eltern, sondern auch für die Kinder selbst, die im Herbst in sämtlichen Fächern nicht nahtlos an das einmal Gelernte anknüpfen können. In unserem Nachbarland Österreich erinnern gegen Ende der neunwöchigen Auszeit sogenannte Ferienhefte alle an den Schulstoff. Im Idealfall selbständig, in der Regel unterstützt oder überwacht von den Eltern, ackern sich die Schülerinnen und Schüler durch die zynisch betitelten Hefte.

> Wie alles im amerikanischen Schulwesen hat auch das Sommerlesen einen spielerisch-kompetitiven Charakter, der von der Privatwirtschaft unterstützt wird.

In den USA dagegen veröffentlichen Schulen Bücherlisten, mit denen sie vor allem Kinder aus bildungsfernen Kreisen zum Lesen animieren – oder manchmal auch zwingen – möchten. Denn gerade diese Schülerinnen und Schülern zahlen den höchsten Preis für die langen Ferien, wenn sie sich damit einen Rückstand zu ihren bessergestellten Klassenkameraden einhandeln. Wie alles im amerikanischen Schulwesen hat auch das Sommerlesen einen spielerisch-kompetitiven Charakter, der von der Privatwirtschaft unterstützt wird: Seit den achtziger Jahren belohnt die Restaurantkette Pizza Hut die eifrigsten Leseratten mit Gutscheinen für – genau! – eine Pizza. Allerdings kann auch diese nicht allen den Lektüremarathon schmackhaft machen – Listen machen oft *listless,* lustlos. Und sie vermiesen gerade jenen die Lust aufs Lesen, die sich die Bücher nicht leisten können oder die keine Unterstützung dabei erhalten, die verordneten Klassiker überhaupt zu verstehen.

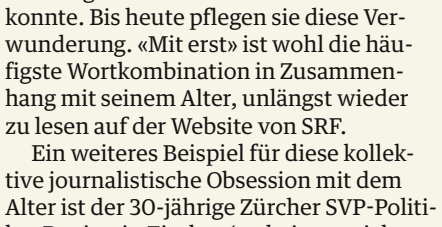
Sag mir, was du als Ferienlektüre einpackst, und ich sage dir – ja, dass wir Glück haben: das Glück, lesen zu können und zu wollen, und damit das Privileg, ein Buch auch einfach einmal weglegen zu dürfen.

Stoners Ende sparte ich mir übrigens für die Rückkehr in den Alltag auf. Statt weiter mit dem ewigen Assistenzprofessor mitzuleiden, begab ich mich für den Rest unserer Ferien auf den Jakobsweg. Nicht per pedes, sondern per Comic-Roman, zwischen dessen Seiten noch immer Sandkörner von unserer Reise quer durch Galicien erzählen.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Für immer jung, zumindest in der Presse



Aline Wanner

Es mag ein gesellschaftliches Phänomen sein, aber weil Medien Diskussionen mitprägen, ist es auch ein journalistisches: die Wahrnehmung, wann jemand jung ist und entsprechend befähigt, ein Amt zu übernehmen. Der «Tages-Anzeiger» titelte diese Woche auf der Front: «Mit erst 30 ist sie Direktorin der Tour de France.» Immerhin hat man mit 30 mehr als ein Drittel seines Lebens hinter sich – und durchaus, wie im Fall von Marion Rousse, Ahnung von seiner Branche.

Die NZZ berichtete unlängst über die Ernennung eines neuen, «ziemlich jungen» Kommandanten der Zürcher Kantonspolizei. Der Mann ist 45-jährig. Er hat also, rein statistisch, bereits mehr als die Hälfte seines Lebens und Berufslebens hinter sich.

Viele Journalisten waren erstaunt, dass der 32(!)-jährige Severin Dressen die Führung des Zoos Zürich übernehmen konnte. Bis heute pflegen sie diese Verwunderung. «Mit erst» ist wohl die häufigste Wortkombination in Zusammenhang mit seinem Alter, unlängst wieder zu lesen auf der Website von SRF.

Ein weiteres Beispiel für diese kollektive journalistische Obsession mit dem Alter ist der 30-jährige Zürcher SVP-Politiker Benjamin Fischer (wobei man sich eher ein paar Gedanken zu seiner Befähigung machen könnte).

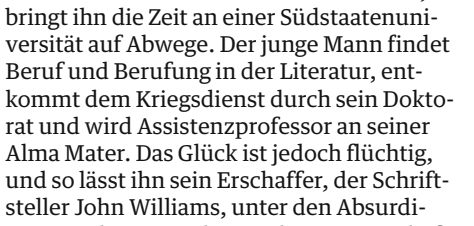
Nicht erst mit Mitte 50 einen verantwortungsvollen Job zu übernehmen, scheint vielen Journalisten suspekt, besonders in der Schweiz, diesem Land der neidigen Nivellierer. Womöglich ist das der Grund, warum der Staat und viele Firmen bis heute das Alter als wichtigstes Kriterium für die Lohnhöhe heranziehen.

Vielleicht könnte ja – für Journalisten und für Arbeitgeber – der ausgetrocknete Arbeitsmarkt ein Anlass sein, sich bei ihrer Beurteilung von Personal an anderen Kriterien als am Alter zu orientieren? Weil: Irgendwann fängt jeder an.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Doch, doch, ein bisschen knallen muss es



Patrick Imhasly

Das wird ein stiller 1. August. Angesichts von Trockenheit und Brandgefahr haben viele Kantone das Feuerwerk zum Nationalfeiertag selbst im privaten Rahmen verboten. Das mag dem einen oder der andern die Festlaune verderben, doch unter den gegebenen Umständen ist das ein Akt der Vernunft. Das Problem liegt indessen tiefer, denn ich befürchte, dass Feuerwerk an sich zu einem Auslaufmodell wird – zu einer antiquierten und verpönten Form der gemeinschaftlichen Selbstvergewisserung, zu deren schleichenden Entsorgung den Behörden der Klimawandel gerade recht zu kommen scheint.

In unserer Familie waren wir nie grosse Feuerteufel. Und doch mussten wir vor einigen Jahren am eigenen Leib erfahren, wie in diesem Land sogar der Umgang mit harmlosen Feuerwerkskörpern seine Unschuld verloren hat. Nach einem Gartenfest am damaligen 1. August war ein kleiner Vulkan übrig geblieben. Weil ich diesen nicht im Haus aufbewahren wollte, schlug ich den Kindern vor, ihn am Tag darauf vor unserem Haus sozusagen als «Afterburner» anzuzünden. Gesagt, getan. Der Vulkan war noch nicht einmal abgebrannt, als eine Polizeipatrouille erschien und uns darauf verwies, dass in der Schweiz jeglicher Gebrauch von Feuerwerk ausser am 1. August und an Silvester strengstens verboten sei. Es sei denn, man verfüge über eine Spezialbewilligung.

Inzwischen hat die Stadt Bern, in der wir leben, ihr eigenes 1.-August-Feuerwerk auf dem Hausberg Gurten ganz abgeschafft und den Gebrauch von Feuerwerkskörpern auf dem Gebiet der Innenstadt grundsätzlich verboten. Feuerwerk sei zu laut, produziere zu viel Abfall und sei ökologisch nicht mehr zeitgemäss – so die Begründung. Stattdessen gibt es jetzt als «sinnlichen, feierlichen und symbolischen Akt der Gemeinschaftsbildung» ein Grillfest auf dem Bundesplatz – mit Suchspiel im Berner Münster und Führungen durchs Bundeshaus.

Das ist alles gut und recht, doch leider furchtbar kopflastig. Denn nirgends sind sich Alte und Junge, Linke und Rechte, Arme und Reiche näher, als wenn sie gemeinsam gebannt in den Himmel starren und sich von einer Sinfonie der Farben und Formen eine Viertelstunde lang verzücken lassen. Selbst der ehemalige Berner Stadtschreiber musste vor zwei Jahren gegenüber der «Berner Zeitung» einräumen, ein Feuerwerk sei ein sehr effizientes und relativ preisgünstiges Instrument, um grossräumig einen kollektiven Moment der Besinnung hervorzurufen. Ich kann das nur bestätigen, denn meine eigenen bescheidenen Erfahrungen mit dem Zünden von Feuerwerk prägen mich bis heute.

Ich bin in einem kleinen Walliser Bergdorf aufgewachsen, in dem die Feierlichkeiten zum 1. August das Ereignis des Jahres darstellten. Wochenlang haben wir Kinder unser Sackgeld gespart, um damit für den grossen Tag ein Arsenal von Feuerwerkskörpern erwerben zu können. Meistens hat es bloss für einen Vulkan und ein paar Packungen Frauenfürze gereicht, die man heute euphemistisch «Lady-Crackers» nennt. Einmal aber konnte ich mir eine kleine Rakete ergattern, von der ich mir wahre Wunderdinge erhoffte. Was ich aber ausser acht liess, war, dass ihr Holzstiel leicht gekrümmt war. Und so hob sie zwar am Nationalfeiertag flott ab, aus dem Hals einer leeren Flasche, beschrieb aber einen viel zu engen Bogen und stürzte ab, bevor sie ihre Pracht entfalten konnte. Ich war am Boden zerstört und lief nach Hause, um mich zu verstecken – denn ich befürchtete, meine Rakete würde sogar noch das Haus des Dorfpfarrers in Brand stecken, in dessen Richtung sie geflogen war.

> Nirgends sind sich Alte und Junge, Arme und Reiche näher, als wenn sie gemeinsam gebannt in den Himmel starren.

Natürlich kann man auch mit tiefschürfenden Erlebnissen anderer Art zu einem guten Staatsbürger werden und Achtung für sein Heimatland entwickeln. Und doch frage ich mich bange: Was wird aus einer Schweiz, die nicht mehr den Mut und die pure Lust aufbringt, sich wenigstens einmal im Jahr mit einem Knalleffekt zu feiern?

Patrick Imhasly ist Redaktor im Wissen der «NZZ am Sonntag».